

# Ein Lebensbild : Anton Bruckner

Autor(en): **Jerger, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 17

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669666>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

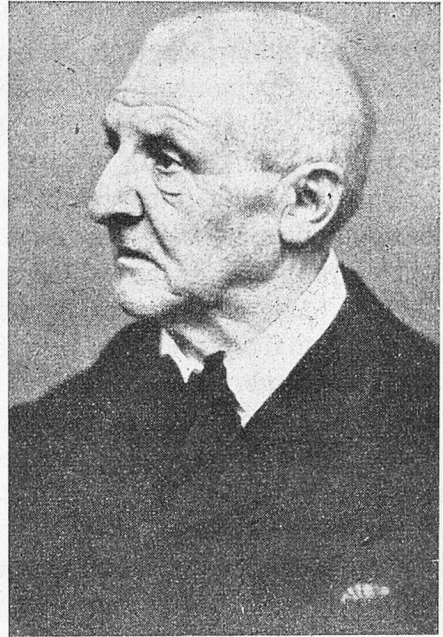
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## ANTON BRUCKNER



Als Anton Bruckner am 4. September 1824 in dem oberösterreichischen Dorfe Ansfelden geboren wurde, hatte Beethoven eben seine gewaltige „Missa“ und die „Neunte“ beendet; Schubert strebte seinem Höhepunkt entgegen, die Hochblüte der klassischen Schule neigte sich der frühen Romantik zu.

„Zeitlich betrachtet, stammt Bruckner aus der Regierungswelt des Kaisers Franz. Es ist die Epoche des tiefsten Vormärzes, greis gewordenen Mittelalters, von Europa ängstlich abgeschlossen, in einer ideenlosen Stille festgehalten ... das Wort Freiheit klingt nach Hochverrat, das Leben ist gebunden, auf allen Formen lastet Autorität.“ Wenn auch manches zu scharf in dieser Äußerung Deczews gesehen ist, im großen und ganzen ist viel Wahres daran.

Wie Schubert, war auch er Sohn eines Lehrers und ebenfalls für diesen Beruf bestimmt. Wohl ist in den Kindheitstagen eine Hinneigung zur Musik vorhanden — er findet großen Gefallen an den Darbietungen des heimischen Kirchenchors und den Liebhabereien des Pfarrherrn — aber Merkmale, wie solche bei Schubert, Beethoven oder gar Mozart, dem Wunderkind, in Erscheinung traten, fallen weg. Er ist keine Frühbegabung — seine erste Sinfonie entstand erst nach dem 40. Lebensjahre — und nichts weist eigentlich in seinen Jugendjahren auf den kommenden großen Meister hin.

Gleich seinen großen Vorgängern wurden auch Bruckner die ersten Kenntnisse in der Musik von seinem Vater vermittelt. Das Wissen und Können des Vaters — es ist nicht wie bei Leopold Mozart, der ein guter Musiker und hochgebildeter Mann war — reichte wohl für die Anfangsgründe, aber nicht für mehr. So schickte er ihn zu seinem Vetter Joh. Bapt. Weiß nach Hörching, der ihn im Orgelspiel unterwies. Viel scheint er allerdings auch dort nicht gelernt zu haben. 1836 erkrankte der Vater und starb ein Jahr darauf. Für Anton war der Unterricht in Hörching beendet und er mußte ins vaterlose Elternhaus zurück. Wenig später trat er als Sängerknabe in das Augustinerchorherrenstift St. Florian ein, ging dort zur Schule und wurde auch Schüler des Stiftsorganisten Rattinger, der seine schon deutlicher erkennbare Begabung förderte. St. Florian wurde ihm zur Bestimmung und unlösbare Bande verbinden ihn nunmehr mit dem glanzvollen Hochbarockstift. Eine tiefe Anhänglichkeit ward ihm zeit lebens eigen und nicht einmal im Tode trennte er sich von ihm! Seine letzte Ruhestätte fand er daselbst unter der großen Orgel.

Da kein Zweifel bestand, daß Bruckner gleich dem Vater den Lehrerberuf ergreifen würde, ging er nach Linz, der oberösterreichischen Hauptstadt, um sich für sein kommendes Amt in einem zehn Monate währenden Schullehrervorberei-

tungskurs zu „präparieren“. Nach erfolgter Prüfung gelangte er 1841 als Unterlehrer nach Windhag, einem abgelegenen, noch der „Leib-eigenschaft“ frönendem Neste des oberösterreichischen Mühlviertels.

Hart, mühselig und demütigend war es für den Jüngling, dort die gemeinsten Arbeiten verrichten zu müssen, sogar Mist zu den Feldern zu fahren, sowie auch in der Landschaft zupacken zu müssen. Er verweigerte auch bald diese Zumutungen und wurde dem Prälaten Arneht in Linz „angezeigt“. Dieser hat den unwürdigen Zustand seines jungen Unterlehrers erkannt — möglicherweise auch sein Talent — und ihn nach Kronstorf versetzt.

Der Aufenthalt daselbst hat sich bald segensreich und auch befruchtend ausgewirkt: Mehrfach wöchentlich wanderte er zu dem bekannten Organisten Benetti nach dem nahen Enns, um sich in Musiktheorie und Orgel weiter auszubilden, studierte Bachs „Wohltemperiertes Klavier“, und komponierte eine Reihe geistlicher und weltlicher Stücke.

Endlich winkte ihm wieder St. Florian, nachdem er die „Konkursprüfung“ abgelegt hatte. Die Lehrtätigkeit in der klösterlichen Stille währte zehn Jahre. An sich ist wenig bekannt über diese Zeit in Bruckners Leben, wie überhaupt die Jugend- und Jünglingszeit wenig „ertragreich“ vom Standpunkt des Historikers erscheint.

Im übrigen läuft das ganze Leben Bruckners wenig positiv ab. Den Erfolgen stehen viel mehr Mißerfolge, Kämpfe, Intrigen, Spott und Mißachtung und vor allem die Verkennung von Bruckners wirklicher Größe gegenüber. Es mag sein, daß Bruckners provinzielle Art, der stark oberösterreichische Dialekt und die bäuerliche Kleidung, die er auch in Wien, als er Professor und Lektor der Universität war, nicht aufgab, schuld daran waren. Er war kein Großstadt- und Salonmensch, er kannte die Gesellschaft nicht und war zudem zu sehr der Religiosität und einer echten Frömmigkeit verhaftet, so daß alle Neußerlichkeiten an seiner Persönlichkeit vollends abprallten. Dazu kam, daß Bruckner über keine sehr große Bildung verfügte, wenig las und auch wenig Briefe schrieb. Seine „Bibliothek“ bestand

aus ein paar Werken über Musiktheorie, der Bibel und einer Biographie über Napoleon. Auch war ihm zeitlebens eine spartanische Lebensweise und Sparsamkeit eigen. „Die Brucknerischen habens nicht so dick“, schreibt er einmal an seinen Bruder. Nach 1850 wird er Stiftsorganist in St. Florian, besucht einen weiteren Lehrerbildungskurs in Linz, bewirbt sich um die Aufnahme in die Wiener Hofkapelle und geht schließlich nach Wien, um sich als Organist prüfen zu lassen. Der Prüfungen sind es schier endlose, denen sich Bruckner im Laufe seines Lebens unterzog; ebenso ist es mit seinen Bewerbungen um mancherlei Stellen, sogar auch um eine solche als Beamter in Linz.

Endlich gelangt er als Domorganist nach Linz, wird Schüler des Theaterkapellmeisters Ritzlers, der ihn in die Welt des Wagnerschen Musikdramas einführt, von dem er sogleich enthusiastisch berührt ist und übernimmt als Chormeister auch den achtbaren Sängerbund „Frohfinn“ in Linz. Doch scheint es mit dem Lernen noch immer nicht genug zu sein: er pilgert zu dem „Theoretiker des Jahrhunderts“, zu Simon Sechter nach Wien, dem sich noch der sterbende Schubert als „Schüler“ anvertrauen wollte. Freilich war der Unterricht schwieriger Art, denn Bruckner domizilierte nicht in Wien, sondern „schickte“ in der Mehrzahl die Aufgaben jeweils dem gefürchteten Lehrer per Post zu, der sie korrigiert wieder an Bruckner zurückgehen ließ. Man vermag kaum zu ahnen, was es bedeutete, Schüler Sechters zu sein. Da war jeder eigene Wille „erstorben“ und es galt nur eines: die unumschränkte Autorität des Meisters, dessen Schule „an Strenge und Grausamkeit der Priebrnischen Wasserkur vergleichbar ist“, wie dies der Kritiker L. Speidel treffend bezeichnete. Mit ungeheurem Fleiß studiert Bruckner, Berge von Aufgaben türmten sich in den Jahren und selbst Sechter, der Gestrenge, gibt in einem Schreiben an Bruckner seiner Besorgnis Ausdruck. Er stellt ihm geradezu ein glänzendes Zeugnis aus und entläßt ihn als „reinen Meister in seinem Fache“. Dies genügte Bruckner offenbar noch immer nicht, und er wendet sich an die Gesellschaft der Musikfreunde, um sich einer Art Abschlußprüfung zu unterziehen. Als er auf der



Orgel der Marienkirche eine großartige Improvisation durchführt, steht die Kommission diesem Ereignis fassungslos gegenüber. Herbeck ruft aus: „Er hätte uns prüfen sollen.“

Nun galt es noch der Vervollkommnung in der Instrumentation und Formenlehre. Bizler wies auch hier den richtigen Weg und es ist nicht verwunderlich, daß der an Wagner geschulte Bruckner alsbald auch in den Bannkreis des Bayreuther Meisters gelangte. Anlässlich der Uraufführung des „Tristan“ 1865 fuhr er nach München und begegnete Richard Wagner. Etliche Jahre später fand diese erste Begegnung in Bayreuth ihre Ergänzung. Rührend ist die Episode, als Bruckner mit zwei Sinfonien unter dem Arm daselbst ankam.

Wagner empfing ihn im Hause „Wahnfried“ und bat ihn, am Nachmittag des gleichen Tages zur fünften Stunde nochmals zu sich. Die Stunden bis fünf Uhr wollten für Bruckner gar nicht vergehen. Planlos irrte er in den Straßen Bayreuths herum und kommt endlich zu dem auf einem grünen Hügel gelegenen Bau des Bayreuther Theaters. Bruckner vergaß, ganz in Gedanken versunken, die Stunde des Besuchs und Wagner schickte einen Diener nach ihm aus. Er fand Bruckner arg beschmutzt vor und bat ihn, sofort in das Haus Wagners. Ganz erstaunt über seinen Zustand rief Bruckner mehrfach: „Puž's mi ab, Leutln, puž's mi ab“ und eilte klopfenden Herzens dem Hause „Wahnfried“ entgegen. Mehr als zwei Stunden saß er nunmehr dem „Meister aller Meister“, wie er in einem Brief schrieb, gegenüber. Als Wagner ihm dann auch noch seine künftige Grabesstätte im Garten des Hauses „Wahnfried“ zeigte, mußte er bitterlich weinen.

Nach dem Tode Sechters (1867) wird er als dessen Nachfolger Hoforganist in Wien und Lehrer am Konservatorium. 1868 übersiedelte er nach der Kaiserstadt, die er fürderhin nicht mehr verlassen sollte. Wenig später wird er zum Professor ernannt und übernimmt in der Folgezeit auch ein Vektorat für Musiktheorie an der Universität.

Im vierten Stock des Hauses Hefgasse 7, im ersten Wiener Gemeindebezirk, schafft er an seinen Sinfonien, den „kontrapunktischen Riesen-

schlangen“, lebt er, ein Einsamer, im Schoße der Millionenstadt, der Kunst und Gott ergeben, denn „von Gott will er nicht lassen“, denn er läßt nicht von ihm.

*Omnia ad majorem dei gloriam* — alles zur höheren Ehre Gottes, ist sein Leitspruch.

Nebst den Kompositionsarbeiten obliegt er seinem Lehramt, das er 22 Jahre getreulich verwaltete. Da saß er mitten unter seinen Jüngern, die alle große und bedeutende Männer wurden — die Brüder Schalk, Ferdinand Löwe, Carl Synais, Arthur Nikisch, Felix Mottl, Friedrich Klose, um nur ein paar der bedeutendsten Namen zu nennen —. Sein Verhältnis zu seinen Schülern war äußerst kameradschaftlich, seine Darstellungsmethode humorvoll und oft nicht des Komischen entbehrend. Urwüchsigte Rosenamen wie „Viechferln“ und „Hallawacheln“ flogen in den Hörsaal. Ein besonderes Verhältnis hatte er zur akademischen Sängerschaft der Universität, die er seine „Gaudeamuser“ nannte.

Brahms hat sich an der eigenartigen Lehrmethode Bruckners mehrfach gestoßen, wie überhaupt das Verhältnis der Antipoden, genährt durch Widersacher, hauptsächlich der Clique um den Musikkritiker Hanslick, ein recht unerfreuliches war. Wohl hat sich Bruckner immer höchst respektvoll geäußert, aber die kleine Anekdote ist immerhin bezeichnend, wonach er einmal über seine Stellung zu Brahms befragt, erklärte: „Oh, der Herr von Brahms, das is a großer Mann — aber meine Sacherln, die san ma lieba.“

Jener Hanslick war es auch, der Bruckners Leben zu einem Martyrium werden ließ. Aber nicht nur Hanslick, ja fast die gesamte Presse war Bruckners Werk abhold gesinnt. Man sprach von „Verzweiflungsfanfaren“, einem „Tschingdarassa“, vom „traumverwirrten Katzenjammerstil“, nannte die Musik Bruckners „unnatürlich, aufgeblasen, krankhaft und verderblich“ (Hanslick). Eine Kritik sprach von den „Abnormitäten eines Sechzigers“ und schloß: „Bruckner komponiert wie ein Betrunkener“ (Dämpfe).

Aber die Erfolge in Deutschland waren nicht mehr zu überhören. Nikisch in Leipzig und Hermann Levy in München kämpften das Werk

durch. Die Kunde von den ungeheuren Erfolgen drang auch nach Wien. Bruckner saß über seiner „Nächten“, die er bekanntlich Kaiser Franz Joseph I. widmete. Als ihn der Monarch zur Audienz empfing und ihm den Franz-Joseph-Orden verlieh, soll er auf eine Frage des Herrschers geäußert haben: „Ich möcht schön bitten, Majestät, wenn's dem Hanslick sagen möchten, daß er net so schlechte Kritiken über mi schreiben soll.“ Wenn es sich hierbei auch nur um eine ungefähre Ueberlieferung handelt, so bietet diese rührende, kindlichnaive Aeußerung doch einen tiefen Einblick in das Innere Bruckners.

Ja, es war so in Wien, daß er, Bruckner es war, der die Aufführungen verhinderte, wie es aus einem Brief an die Wiener Philharmoniker vom 13. Oktober 1885 ersichtlich ist, in dem er bittet, das Orchester „möge für dieses Jahr von dem mich sehr ehrenden und erfreuenden Projekte der Aufführung meiner E-Dur-Symphonie Umgang nehmen, aus Gründen, die einzig der traurigen localen Situation entspringen in Bezug der maßgebenden Kritik, die meinen noch jungen Erfolgen in Deutschland nur hemmend in den Weg treten könnte . . .“

Der vollständige Sieg aber war errungen, als Hans Richter 1892 die achte Sinfonie mit den Philharmonikern zur Uraufführung brachte. Knapp vorher verlieh die Wiener Universität Bruckner als erstem Tonkünstler das Ehrendoktorat. Das Ereignis wurde im Sofiensaal festlich begangen. Professoren und Gelehrte, Freunde und Verehrer und fast die gesamte Studentenschaft Wiens feierten. Der Rektor

Magnificus, Prof. Exner, sprach damals die berühmten Worte: „Wo die Wissenschaft Halt machen muß, wo ihr unübersteigliche Schranken gesetzt sind, dort beginnt das Reich der Kunst, welche das auszudrücken vermag, was allem Wissen verschlossen bleibt. So beugt sich der Rektor der Wiener Universität vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhag . . .“

Bruckner zog sich nun von seinen bisher innegehabten Aemtern zurück und bezog eine ihm vom Kaiser in einem Seitentrakt des Schlosses „Belvedere“ zur Verfügung gestellte Wohnung. Das Gehalt als Hoforganist verblieb ihm, der Kaiser steuerte aus der Privatschatulle bei und so konnte Bruckner seinen Lebensabend frei von Geldsorgen verbringen. Da kamen auch von allen Seiten die Ehrungen: Gedenktafelenthüllungen, Ehrenbürgerbriefe und Ehrenmitgliedschaften, selbst vom Ausland, und so wurde der einst Mißverständene und Verspottete zu einer Berühmtheit, ja zu einer legendären Gestalt.

Am 11. Oktober 1896, trat er seinen letzten Weg an, noch an der Neunten, die unvollendet blieb, arbeitend und die dem lieben Gott gewidmet ist.

Wie Schubert, Beethoven und Brahms ging auch Bruckner unbeweibt durchs Leben. Als ihn ein Verehrer einmal in seinem Junggesellenheim überraschte und wenig erbaut darob war, frug er ihn, warum er eigentlich nicht heirate, worauf ihm Bruckner damals entgegnete: „Lieber Freund, ich hab' ja ka Zeit, ich muß jetzt mei Vierte komponieren.“

Wilhelm Jerger

## Nimm das Leid auf dich

R. Blankart

Nimm das Leid auf dich  
wie die Freud, beglückt!  
Schau wie sommerlich  
ist das Land geschmückt.

Wie der Wiesenhang  
rings in Blüte steht  
diesen Sommer lang.  
Aller Schmerz vergeht.

Nimm das Glück auf dich  
wie das Leid, gebeugt.  
Schau wie sommerlich  
sich das Land dir neigt.